Bunte Kriegs-Chronik aus deutschen Landen

Ein Abend in Stambul.

Aus dem Tagebuch eines deutschen Orient-Soldaten.

Konstantinopel, im Juni.

Wir, deutsche Soldaten, stehen im Konstantinopeler Hafen und verladen Material, verladen es von großen Kähnen in Güterwaggons. Ein Kran senkt seine eisernen Kiefern hinab in das Gedärm des Schiffes, zieht sie hoch. Kisten und Ballen schweben entschwindend in schwindelnde Höhe über unseren Köpfen; verschwinden irgendwo, niedersinkend...

Blauestes Meer vor uns mit dem Wellenreigen tanzender Dukaten. Segelboote streichen vorbei, Sirenengeheul peitscht das Wasser, als ob mit stählernen Serpentinen geworfen würde. Möwen schaukeln, und ringsum das blaueste Wasser, umrahmt von den Hügeln, auf denen Konstantinopel gebaut ist; Pera, Galata, Stambul, Stutari, Haidar-Pascha. Minarets allenthalben stechen mit ihren Kerzen in den Himmel. Minarets, Marmorpaläste, Holzhäuser von dem Aussehen alter bejahrter, kostbarer Truhen...

Türkische Soldaten helfen uns bei der Arbeit, und da der Krahn momentan das Meiste selber besorgt, hat man Muße. Ein türkischer Soldat will uns was vormachen. Er will uns was vorjanzen, zwischen den am Ufer aufgestapelten Kisten. Ein Mann in Turban und mit roter Bauchbinde hat ein Tamburin bei sich. Er erbietet sich, Trommel zu schlagen. Und es geht los: Plum — plum —, dumpf und hohl. Der türkische Tänzer zieht sich die Kriegerbluse aus und dreht sich die Augenlider nach oben um, krempelt sie um, wie Handschuhe; über die Pupille wölbt sich das rote Fleisch, wie eine verdeckende blutige Nuß; es sieht aus, als habe er rote Augensterne im Weiß der Augen. Und nun dreht er sich kontorsionistisch und macht mit den Armen Schlangenbewegungen und schmeißt seinen Bauch hin und her, als sei es ein Sack und nicht ein Stück von ihm: Bauchtanz mit roten Augen. Dazu singt einer der Zuschauer ein Lied, das nur vier Takte hat und wiederholt es ins endlose, und die andern klatschen dazu in die Hände den Rythmus... Plum — plum, das Tamburin. Als er zu Ende ist, klatschen wir natürlich aus Leibeskräften dem türkischen Kameraden zu.

Es muß ein Spaßvogel sein, denn er erbietet sich, uns seine Taucherkünste zu zeigen. Wir werfen einen Piaster in das klare Meer. Er zieht sich eilends aus, springt ins Wasser — und taucht nicht mehr hoch. Wir warten alle gut zehn Minuten lang am Ufer, bedauern den Armen, stochern mit Stangen nach ihm. Er kommt nicht wieder hoch. Auch ich nehme eine lange Hakenstange und stochere im Wasser umher, — da bemerke ich, daß er mit mir an derselben Stange anpackt, er, nach dessen Leiche wir stochern. In der Zwischenzeit hatte er sich bereits irgendwo zwischen den Schiffen an Land geschlichen und angezogen. Natürlich lachten wir ordentlich und applaudierten nach Gebühr. Nur sein Unteroffizier hielt den Scherz für eine Blasphemie gegen die Deutschen und versetzte dem Tänzer eine Ohrfeige. Wir legten ein gutes Wort für ihn ein. Erledigt.

Um sechs Uhr abends hat der Krahn und seine Bedienung „Schluß". Deutsche und türkische Kameraden fahren mit dem nächsten Dampfer über Wasser ins Quartier. Ich blieb mit einigen Leuten als Wache auf unseren Schiffen zurück.

Man machte sich's gemütlich. Auf Deck wurden Feldstühle und Feldtische aufgestellt, eine Pulle wunderschönen roten Balkanweines wurde geöffnet, Fleischbüchsen und Erdbeerkörbe, und es gab ein kleines Souper auf Deck. Vom Nebenschiff aus beobachteten uns die Kahnschiffer, die auf Deck gleichfalls ihre Nachtmahlzeit zu sich nahmen. Und sie bestaunten unseren deutschen Komfort: Die mitgebrachten Klappstühle, die Klapptische, die Konserven, und in Sonderheit die hochfeudalen, in dänisches Leder gekleideten Eßbestecke, die uns geliefert worden sind. Sie kochten sich einen Brei aus Yoghurt-Milch und Lupinen-Bohnen.

Unser roter Balkanwein funkelte im Sonnenuntergang. Die Sonne sank jenseits des Wassers über Stambuls Moscheen und kleidete die Kuppeln und Minarets in wildes Gold. Das Wasser blitzte, glitzte golden. Segel glitten. Und immer wieder das Peitschen der Sirenen-Serpentinen übers Wasser hin.

Mohammeds Stunde kam. Wie ein weißglühender Bronzeschild glitt die Sonne hinter der Achmed-Moschee und der Agia-Sofia hinab in den Schoß der Nacht. Und wir empfanden zum erstenmale die Schönheit der Religion unserer Bundesgenossen; wir sahen die Schiffer in ihrem roten Fez auf dem Nebenschiff hinknien und die sinkende Sonne anbeten. Es wurde feierstill ringsum, als verhielte das Leben für eine Zeit seinen Atem. Dieses Meer, und die Sonne, und diese Heiligtümer, der Sonne, der Lebenspendenden geweiht... Wir wurden in diesem Augenblick Mohammedaner. Wir fühlten es: Diese Kuppeln waren heilige Symbole ewigen Weltraumes und der Ewigkeit selber, diese Minarets waren riesige Kerzen, dem Licht, der Sonne geweihte, wie jene großen Kerzen, die in [illegible] stehen, jährlich einmal anzufizierten [illegible] und schon Jahrhunderten [illegible]. Dem Licht, als dem Annoncieren [illegible] gilt die Anbetung. [illegible] Dank für das Leben, das zu leben ihm das Schicksal erlaubte. Und er hat es hinzunehmen, wie es ihm geschenkt wird, ohne Murren. Dieses Stück Ewigkeit, das er erleben darf, in die Ewigkeit emportauchend, heller wie ein kleines Licht, das aufflammt und erlischt. Denn alle Dinge geschehen, wie sie geschehen müssen, bedingt durch die Veranlagungen, die uns die Natur verlieh, bedingt durch die Verhältnisse, in denen unsere Veranlagung sich entfaltet...

Die heiligen Kerzen der Minarets flammten im Sonnenuntergang und erloschen. Wir tranken der Sonne zu, indeß die anderen ihr zubeteten und dachten: Dank der Sonne, daß sie uns das schöne Leben erleben läßt in seiner tausendfältigen Buntheit.

Und dann sank rasch die Nacht. Die türkischen Schiffer auf dem Nebenkahn saßen um einen kleinen Eisenherd, mit gekreuzten Beinen und kochten sich Mokka. Einer, dem wir sicher sehr imponierten, ahmte lachend die Manieren meines Kameraden Soundso, des Studenten, nach, der seine Orientreise nicht ohne Monokel machen kann und es stets dann ins Auge klemmt, wenn es anderen recht poetisch zumute wird, wie soeben meiner Person. Der Schiffer klemmte sich einen zerbrochenen Löffel, meinen Kameraden kopierend, ins Auge, setzte sich auf eine Kiste und schlug höchst gentlemanlike die Beine übereinander und wippte damit.

Als ich ihnen dann Zigarren gab, den Schiffern, wurden sie zutraulich, fragten sehr bescheiden, ob wir bei ihnen „Kaffe Türk" trinken wollten. „Natürlich" sagten wir. Sprangen von unserem Schiff auf das ihre und setzten uns zwischen sie mit gekreuzten Beinen. Einer hielt ein kleines Bronzegefäß mit sehr langem Stiel, kaum größer als ein Likörglas, übers Feuer. Wasser für ein Täßchen Mokka. Als es kochte, goß er's in ein winziges Täßchen, das bis zur Mitte mit Mokkapulver und Zucker gefüllt war und reichte mir das Täßchen. Ein anderer reichte einem Tabak und Zigarettenpapier und fand es außerordentlich, daß wir Ausländer es verstünden, uns die Zigaretten selbst zu drehen.

So hockten wir, uns nur mit Gebärden verständigend, auf Deck, bei Mokka und Zigaretten. Und über uns flammten die Sterne auf. Und — ein türkisches Fest. — Die Minarets illuminierten sich allenthalben mit kleinen Lampen, hier und dort und dort und dort, wie hohe Kerzen, für das Brautbett der keuschen Nacht entzündet. Und Pera auf dem langgezogenen Hügel erfunkelte ganz so, wie man es auf den transparenten Hintergründen von Metropolrevuen sehen kann. Das aufgepflügte Wasser um die dahinfahrenden Dampfer phosphoreszierte blau-grün-silberig.... Meerleuchten der Urtierchen.

Da hüllten wir uns in unsere Decken und bereiten uns zwischen Säcken von Zwieback und Bohnen und Kaffee. Ueber uns Sterne... Ueber uns hin manchmal ein warmer Wind mit überschwänglichen Akaziendüften und dem Gesang von Nachtigallen.

Württembergisches Einheitsbier.

Die württembergischen Brauereien haben infolge der stetig wachsenden Aufforderungen der Heeresverwaltung für die Landestruppen und mit Rücksicht darauf, daß württembergische Brauereien die ihnen auf ihr Kontingent von 48 Prozent zustehende Gerste nicht erhalten haben, die Herstellung der Spezialbiere aufgegeben und werden vom 15. Juni ab nur noch ein württembergisches Einheitsbier herstellen. Der Mindestverkaufspreis ist von den Brauereien auf 15 Pfennig für 0,35 Liter festgesetzt worden. Der Landesverband der Wirte Württembergs hat der Einführung dieses Einheitsbieres zugestimmt, um eine zeitweilige Schließung der Wirtschaften zu vermeiden.

* * *

Die Mieteschulden des japanischen Marineattachés.

Zu all den diplomatischen Vertretern der feindlichen Mächte, die wegen vergessener Zahlungen vor die Berliner Gerichte geladen worden sind, gesellt sich jetzt auch der Fregattenkapitän und Marineattaché Graf Sano, „früher in Berlin-Wilmersdorf, Landhausstraße 6, jetzt in Japan". Eine Berliner Holzgroßhandlung als Eigentümerin des Hauses hat ihn auf Zahlung von Miete in Höhe von 2343 Mark verklagt, und das Landgericht Berlin III fordert den japanischen Marineattaché durch öffentliche Zustellung auf, sich bei dem auf den 28. September dieses Jahres anberaumten Termin durch einen zugelassenen Rechtsanwalt vertreten zu lassen.

* * *

Ein künstlerischer Wettbewerb für eine Armeezeitung.

Die in St. Quentin erscheinende Armeezeitung der ... Armee hatte am 6. Mai ein Preisausschreiben erlassen, in dem selbstschaffende Künstler aufgefordert wurden, durch Zeichnungen in Kohle, Bleistift oder Feder aus dem Bereich der Armee einzusenden. Das Preisgericht hat nun aus der Reihe wertvoller Zeichnungen 21 mit Preisen ausgezeichnet. Den ersten Preis erhielt der Kriegsfreiwillige Philipp Konrad im Fußartillerieregiment Nr. . ., ein Lehrerssohn aus Mainz-Mombach.

Der Ehrentag der Gardeschützen.

Wie das Bataillon sich in den Kämpfen im M.-Tal auszeichnete.

Am Abend des 15. Juni wurde das Gardeschützenbataillon, nachdem es einige Tage der wohlverdienten Ruhe in E. gepflegt hatte, alarmiert, um in das kampfumtobte M.-Tal befördert zu werden. Das in den letzten Tagen über die Bergkämme herüberschallende Trommelfeuer deutete auf schwere Kämpfe in diesem Winkel. Nach kurzer Bahnfahrt gelangte das Bataillon beim Morgengrauen auf der letzten für die Eisenbahn erreichbaren Station an.

In dem reizvoll zwischen steil aufstrebenden Bergen sich hinziehenden M.-Tal, das mit seinem an den Hängen zerstreuten Senn- und Melkerhütten, der wilden und steilen Gliederung seiner Höhen, ein entschieden schweizerisches Gepräge hat, ging es in schnellem Marsch nach dem lieblichen Städtchen M., das zwar noch bewohnt war, aber schon unter täglichem schwerem Feuer stand. Hier erhielt das Bataillon Befehl, sofort mit Teilen in das vorn tobende Gefecht einzugreifen.

Am und auch im reißenden F.-Bach mußten sich die Schützen der 2. Radfahrerkompagnie in weiten Abständen angesichts des von den Höhen aus das Tal beherrschenden und beschießenden Gegners nach M . . . l durchschleichen.

Es galt, der das Tal von St. sperrenden Kompagnie Unterstützung zu bringen, was auch trotz heftigen Sperrfeuers gelang. Die Hauptarbeit des Tages begann aber erst, als die Franzosen sich mit starken Kräften in den Besitz der das Dorf überragenden Höhen setzten und nun die Schützen in der Flanke und im Rücken zu fassen drohten. Nur dem entschlossenen Handeln des Leutnants der Reserve E., der schnell mit einer Anzahl Freiwilliger den steilen Hang hinaufstürmte, und dem forschen Eingreifen des Vizefeldwebels der Reserve G., der einen beherrschenden Felsen noch gerade vor den Alpenjägern besetzte, war es zu danken, daß der Angriff blutig abgeschlagen wurde. Da jedoch diese vorgeschobene Stellung nur mit schweren Opfern zu halten gewesen wäre, kam nachts der Befehl, sie zu räumen und das F.-Tal und den angrenzenden Dorfrand von M . . . l zur Verteidigung einzurichten. Dies wurde in der kurzen Sommernacht so gut wie möglich ausgeführt.

Der 2. Zug unter Leutnant Graf K. war bei der Dunkelheit auch nach M . . . l gekommen. Am Mittag des folgenden Tages begann wieder ein unheimliches Artilleriefeuer auf M . . . l. Außer den zur Verteidigung teils in Scheunen, teils im Bach aufgestellten Postierungen mußte, da jede Deckung gegen das schwere Feuer in M . . . l fehlte, der Rest der Kompagnie hinter einem hohen Bahndamm Schutz suchen.

Die Postierungen schlugen, ungeachtet des Artilleriefeuers aushaltend, mit ruhigem aber um so vernichtenderem Feuer jeden Angriff der Alpenjäger blutig ab. Ein bayerischer Landwehrmann, der gefragt wurde, ob die Franzosen in das Dorf eingedrungen seien, erwiderte: „Die kommen nicht hinein, die Gardeschützen sind ja vorn." Unter schweren Verlusten flüchteten dann auch die Alpenjäger in ihre Ausgangsstellungen zurück.

Am folgenden Tage herrschte verhältnismäßig Ruhe, dagegen wiederholte sich am darauffolgenden Tage das Feuer, ohne daß ein Angriff erfolgte.

Einen schauerlichschönen Anblick bot abends das an allen Ecken brennende M . . . l. Hell loderten die Flammen in die dunkle Nacht hinein. In das rollende Getöse der unaufhörlich heransausenden und einschlagenden Granaten mischte sich das Krachen der zusammenstürzenden Häuser, wodurch auch jeder Verkehr der Krankenautos und Verpflegungsfahrzeuge stark gefährdet wurde. Der Verbandsplatz, der sich zuerst im Schulhause befand und in dem Stabsarzt Dr. W. unermüdlich seines schweren Amtes mit seltener Hingabe waltete, war schon am ersten Tage, da gerade dieser Teil von M . . . l besonders unter schwerstem Artilleriefeuer lag und förmlich eingekreist wurde, in einen verhältnismäßig sicheren Keller verlegt. Schon eine Stunde nach der Räumung sank das mehrstöckige, von einer schweren Granate getroffene Schulhaus lichterloh brennend in sich zusammen.

Die 2. Radfahrerkompagnie, die in der sicheren Hand ihres tapferen Führers, Oberleutnants v. A., alles Menschenmögliche an zähem Mut und Ausdauer geleistet hatte, wurde am folgenden Tage durch die 1. Radfahrerkompagnie, die, nach Verwundung des Grafen St., Leutnant Freiherr v. T. führte, in vorderer Linie abgelöst. Dieser hervorragende Offizier verteidigte mit unerschütterlicher Ausdauer im schwersten Artilleriefeuer den Dorfrand. Er gab seinen Schützen ein glänzendes Beispiel von Mut und Unerschrockenheit auch in der schwierigsten Lage.

Am folgenden Tage, dem längsten des Jahres, lagen nun die Kompagnien an dem dem Feinde zugekehrten Hang, der kaum Deckung bot, vom ersten bis zum letzten Sonnenstrahl im schwersten Artilleriefeuer, dem die Schützen 18 Stunden so gut wie schutzlos preisgegeben waren. Trotzdem scheiterten zwei mit starken Kräften unternommene Angriffe der Alpenjäger an dem wohlgezielten Feuer unserer braven Schützen. Trotz schwerer Opfer wankten und wichen diese nicht. Leutnant v. A., Freiherr v. T. und Graf K. — alle drei tapferen Offiziere fanden später in den Vogesen den Heldentod, — beteiligten sich, auf Felsenklippen sitzend, und in natürlichen Felsenkammern eingezwängt, persönlich mit sicherm Schuß und glänzendster Feuerleitung an der Abwehr. Keinen Fußbreit Boden gewannen die Franzosen.

In der nächsten Nacht wurden dann die Kompagnien — ihre Verwundeten unter den schwierigsten Bedingungen mitführend — in Reserve in ein Seitental gezogen.

Hiermit endeten die heißen Kampftage im N.-Tal für das Bataillon, die an die Spannkraft der Nerven, an die moralische Kraft und Ausdauer jedes einzelnen die denkbar höchsten Anforderungen gestellt hatten. Der 21. Juni gehört sicher wieder zu den schwersten Kampftagen, aber auch zu den schönsten Ehrentagen des Bataillons. Das uneingeschränkte Lob der Vorgesetzten, unter deren Befehl das Bataillon gekämpft hatte, erkannte an, daß es der zähen Ausdauer der Schützen zu danken war, daß an dieser heißumstrittenen Stelle ein Durchbruch der Franzosen vereitelt wurde.

Menschenliebe auf Aktien.

Das Ende eines genialen englischen Schwindlers. — Die „Liberator Building Company." — Jobey Balfour erbeutete Millionen.

Vor kurzem verstarb in London Jobey Spencer Balfour, dessen Tod wie „Daily Telegraph" schreibt, die Erinnerung an „das grausamste Finanzunglück der lebenden Generation" wachruft. Noch heute wird in vielen tausenden englischen Familien der Name des „Befreiers", des „Liberator" nur mit Abscheu genannt.

Das Merkwürdige an dem Schicksal dieses Mannes war, daß der im Jahre 1842 Geborene in einer Atmosphäre von tiefster Religiosität aufgewachsen ist. Sein Vater war ein bekannter Agitator für kirchliche Angelegenheiten und ein glühender Verfechter der Abstinenzbewegung. Seine Mutter war eine der eifrigsten Mitarbeiterinnen des „Temperance Weekly Journal", das den Rev. Jobey Burns zum Herausgeber hatte, von dem Balfour der Jüngere seinen ersten Namen herleitete. Der Sohn dieses Reverend heiratete Jobey Balfours Schwester. Diese enge Verbindung mit dem frommen, in England weit und breit bekannten Manne hat Jobey Balfour seine späteren Schwindeleien erleichtert und vielleicht sogar erst ermöglicht.

Jobey Balfour war kaum 25 Jahre alt, als er die Welt mit der Gründung seiner „Liberator Building Society" überraschte. Schon das Motto, unter dem die Gesellschaft ins Leben gerufen wurde — „ein freies Heim macht einen freien Mann" —, erregte Aufsehen. Viele Schwindler haben aus den religiösen Instinkten der Masse Nutzen zu ziehen verstanden. Keiner verstand es jedoch in dem Maße wie Balfour. Eine eifrige Propaganda wurde bei den führenden Körperschaften der damals hohe Wellen schlagenden Abstinenzbewegung zugunsten der „Liberator Building Company" eingeleitet. Balfour wußte den Leitern dieser zahlreichen Verbände die Gemeinsamkeit ihrer Interessen mit denjenigen seiner eigenen Gesellschaft in ungemein überzeugender Weise verständlich zu machen. Mit Gründen und Argumenten? O nein! Mit gutem englischen Money. Sie bekamen im ersten Jahre des Bestehens der „Liberator Building" ein Prozent Kommission auf die abgesetzten Shares und auf die Einlagen des Publikums. Nach Ablauf des ersten Jahres wurde dieser Satz auf einhalb ermäßigt. Auch zu dem herabgesetzten Kommissionssatze lohnte sich die Tätigkeit im Dienste der Balfourschen Gesellschaft. Wurde doch schließlich, allein an Provisionen, das hübscheÜmmchen von 141,000 Pfund Sterling = zwei Millionen 800,000 Mark an die „Abstinenten" ausbezahlt. Was bei dem Anteil von einem Prozent einer Schröpfung des englischen Publikums um das Hundertfache, also um 280 Millionen Mark entspricht. Und was bei dem auf die Hälfte ermäßigten Satze das Doppelte dieses Betrages, mithin 560 Millionen Mark ausmacht! Man sieht, daß Balfour sich mit Kleinigkeiten nicht abgegeben hat....

Eine besondere Geschicklichkeit entfaltete dieser Schwindler größten Stils in der sinnreichen Verquickung von Religiosität und Geschäft. Als seine Gesellschaft nach kurzem Bestehen in ein neues, prunkvolles Heim übersiedelte, nahm der Verwaltungsrat auf Vorschlag seines Vorsitzenden Balfour folgenden Beschluß an:

„... daß gelegentlich der heutigen Uebernahme unserer neuen Gebäude die Direktoren den Wunsch haben, ihrem Dank Ausdruck zu geben für das Gedeihen, mit dem, wie sie glauben, Gott ihre Bemühungen um die Errichtung dieses Geschäfts bisher gesegnet hat."

Auch in der Politik stand Balfour seinen Mann. In der Zeit Disraelis bis zu den letzten Tagen Gladstones war er einer der wirksamsten Plattformredner der Radikalen. Es ist bekannt, daß er im Jahre 1892 auf einen hohen Posten in Gladstones Kabinett rechnete. Er bewarb sich um die Stelle des General-Postmeisters. Und als Gladstone über seine Eignung für diesen Posten eine andere Meinung hatte, erklärte der gekränkte Balfour stolz, daß „die liberale Partei nie wieder die Farbe seines Geldes sehen" würde. Ins Parlament zog er als Vertreter von Tamworth im Jahre 1880 ein und verblieb daselbst bis 1885. Nach einigen Niederlagen wurde er 1889 für Burnley wiedergewählt. Er blieb Mitglied bis zum Jahre 1892, wo sein furchtbarer Abstieg begann.

Um diese Zeit munkelte man, daß die „Liberator Building Company", die das englische Publikum in puncto Sicherheit mit der Bank von England auf eine Stufe gestellt hatte, sich in große Landspekulationen eingelassen habe. Die anfangs schüchtern und vereinzelt, später immer bestimmter auftauchenden Gerüchte entsprachen nur allzu sehr der Wirklichkeit. Die Spekulationen, zu denen Balfour die Hand gegeben hatte, waren im besten Falle schlecht, in der überwiegenden Mehrheit der Fälle verschwindelt. Balfour hatte den geschäftlich nicht ganz einwandfreien Grundsatz: „Bist Du in Schwierigkeiten, so begründe eine neue Gesellschaft!" Mit diesem System geriet er nur immer tiefer in den Strudel. Und als sich schließlich der Zusammenbruch nicht mehr aufhalten ließ, da war die große Masse des englischen Publikums um viele Hunderte von Millionen ärmer.

„Selten", so schreibt der „Daily Telegraph", „hat ein Finanzkrach solches Elend verbreitet. Die Aktionäre und Einleger des Liberator gehörten fast ausschließlich den unteren Klassen und dem Mittelstande an. Sie hatten ihr ganzes Hab und Gut Balfour anvertraut. Tausende waren ohne einen Pfennig und mußten bei wohltätigen Stiftungen um Hilfe bitten."

Balfour hatte sich rechtzeitig in Sicherheit gebracht. Er war nach Argentinien geflohen. Ein aus Argentinien nach London zurückgekehrter Engländer machte in den englischen Zeitungen bekannt, daß er den Schwindler drüben zu Pferde gesehen habe. Er lebe auf einem herrlichen Gut in Flores mit dem Luxus eines Sultans. Und er besitze bei argentinischen Banken große Guthaben.

Zwischen Großbritannien und Argentinien besteht kein Auslieferungsvertrag. Der diplomatischen Gewandtheit Lord Roseberys gelang es, Argentinien zur Auslieferung Balfours zu bewegen, und so wurde der Vielgenannte denn im Jahre 1894 in Salta, wo er soeben eine Brauerei gekauft hatte, verhaftet und nach England übergeführt, wo er nach vierundzwanzigtägiger Verhandlung zu vierzehn Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Im Jahre 1906 wurde er begnadigt. Vor wenigen Tagen ist er in London gestorben. Sein Fall ist typisch für das englische Publikum, dessen besondere Mentalität, wie sie sich namentlich in Bezug auf Kirche und Geschäft zu offenbaren pflegt, so großartige Schwindeleien erleichtert und überhaupt erst ermöglicht.

Aus den Kämpfen in der Bukowina

Graf Gyula Esterhazy, ein greiser Held. — Am Lager der kecken Reiterschar des berühmten Leutnant Ruß.

Skizze von Arnold Höllriegel.

K. u. k. Kriegspressequartier, 20. Juni. Der ungarische Kriegsberichterstatter rief mich über den Tisch herüber an: „Du, bei Okna ist Leutnant Graf Julius Esterhazy gefallen!" Ich sah etwas erstaunt auf; den Namen des berühmten Magnatengeschlechts kennt jeder, aber der gefallene Leutnant war mir gänzlich unbekannt.

„Nein," sagte der ungarische Kriegsberichterstatter, „nicht so ein junger fescher Magnat; ein Held aus Lebenslust, der im Frieden sehr schneidig Rennpferde geritten und Löwen gejagt hat und dann im Krieg halt weiter sehr kühn und sehr elegant ist. Dieser Leutnant war ein fast schon alter Mann und sehr einsam und traurig trotz seines Namens und seiner großen Güter. Nicht einer von denen, die den Krieg lieben; er hat furchtbar unter dem Bewußtsein seiner Zeit gelitten. Willst du wissen, wo ich ihn gesehen habe? Wir Kriegsberichterstatter waren nach Mahala in der Bukowina gefahren; wir wollten den berühmten Leutnant Ruß besuchen, den Kommandanten der abenteuerlichen Streifschar, die im Rücken des russischen Heeres Taten von so unglaublicher Kühnheit vollbracht hat. Mit Pelzen und Ueberschuhen waren wir ausgefahren; als wir im Orte ankamen, war der hellste grüne Frühling plötzlich gekommen.

Vor dem Haus des Kommandanten standen winzige zottige Kosakengäule, denn dieses Streifkommando hatte nicht ein Pferd, nicht eine Waffe und nicht eine Konservenbüchse, die nicht vorher einem Russen gehört hätten. Bei den Pferden waren huzulische Troßknechte; halbwilde Gebirgsmenschen, mit Bastschuhen, roten Hosen, Schafpelzen, fuchsverbrämten Mützen; furchtbar anzusehen und treue Verteidiger des heimischen Bodens, die besten Helfer und Wegweiser in den Waldbergen. Wir traten in das Zimmer. Da war der Leutnant Ruß, der romantische Condottiere dieser seltsamen Schar; der Mann, der bei der ersten Nachricht vom Kriegsausbruch aus dem Dunkel der Verborgenheit wieder aufgetaucht, aus Amerika nach Europa geeilt und ohne Charge ins Heer eingetreten war, der sich vorklarg, verschlossen, heroisch alle Tapferkeitsmedaillen erfochten hatte, sowie die drei Feldwebelsterne und schließlich die Erlaubnis, ein Jagdkommando von einigen Dutzend Soldaten zu befehligen. Damals hatte er die erstrebte Offizierscharge wieder, jetzt ist er längst schon Stabsoffizier und trägt hohe Orden.

Die Russen hatten einen Preis auf seinen Kopf gesetzt und als Erkennungszeichen angegeben: „Trägt im heftigsten Gefecht keinerlei Waffe". Nein, er mochte damals keinen Säbel führen. Ich sehe ihn noch vor mir, den starken Rumänen mit dem kahlen Sokrateskopf, dem langen buschigen Schnurrbart, den behaarten Händen. Er trug eine Mannschaftsuniform und hatte den Kragen sorgfältig verdeckt. Um ihn war sein Stab, lauter merkwürdige Menschen mit scharf geprägten Köpfen, Männer, die über einen tiefen Riß in ihrem vergangenen Leben hinwegzukommen hatten oder sonst aus ernsten Gründen den Tod nicht scheuten, und ein blutjunger Leutnant, der noch auf der Ludovika-Akademie vor der Ausmusterung himmelhoch gebeten hatte, man möchte ihn nur zu Ruß in die Bukowina schicken,, und der seither in der wilden Freude an abenteuerlichem Heldentum täglich sein neunzehnjähriges Leben lachend einsetzte. Leutnant Ruß machte uns Kriegsberichterstatter mit seinen Offizieren bekannt. „Der Fähnrich Gyula Esterhazy," sagte er in seiner eigenen Art, stoßweise, in kurzen, aus dem Innern wie abgesprengten Sätzen, „ist noch nicht da; ich erwarte ihn; ich habe eine Nachricht für ihn, leider eine schlechte."

Das Jagdkommando hatte vor kurzem ein schweres Gefecht bestanden, nicht, wie sonst, im Rücken des russischen Heeres gegen eine Uebermacht von Kosaken oder Trainsoldaten, sondern in Reih und Glied hatten sie einen Schützengraben gestürmt. „Höherer Befehl," sagte Ruß, „meine Leute waren großartig. Aber sie sind doch hinter der Front (er meinte die feindliche) viel nützlicher."

Dann begann er mit tiefer Sympathie wieder von dem abwesenden Fähnrich zu sprechen. „Ein ernster, einsamer, trauriger Mensch von siebenundvierzig Jahren. Sein Vater hatte eines der großen historischen Aemter der ungarischen Krone inne, der Sohn hätte eine glänzende Rolle spielen können. Er riebe aber lebe fast auf einen großen Besitzungen. Die Bauern liebten ihn. Da kommt der Krieg. Die Bauern müssen einrücken, der Gutsherr ist 47 Jahre alt und hat nie gedient, aber er meldet sich sofort als Freiwilliger. Das Bewußtsein, daß die Bauern sterben sollten und er nicht, war ihm unerträglich geworden. Einer von den Menschen, die unter der bloßen Tatsache des Krieges blutig leiden. In seiner Seelenangst ging dieser Magnat und Millionär dorthin, wo die Gefahr am größten war, der Krieg am wildesten, und wo der Mann stets zwischen Tod und Leben doch immer deutlich empfinden mußte, daß man tätig und nützlich war und entlastet von der ungeheueren Verantwortung, die nur gemeine Seelen nicht erdrückt."

Als man noch von ihm sprach, traf Graf Esterhazy ein, ein alternder Mann, gebräunt und ergraut, nachlässig in eine grobe Husarenuniform gekleidet, mit der Großen Silbernen Medaille der Tapferen auf seiner Brust. Er stellte sich vor dem Kommandanten auf und erstattete eine Meldung. Leutnant Ruß hörte ernst zu, dann zog er den Fähnrich beiseite und begann leise mit ihm zu sprechen. Dann laut: „Du hast vierzehn Tage Urlaub, reise sofort ab." Graf Esterhazy ging mit gefaltetem Blick hinaus. Man sah seinem Gesicht nichts an. Der Kommandant wendete sich zu mir: „Seine Mutter ist gestorben; sie war der einzige Mensch, den er auf der Welt noch hatte; er hat nur noch ihretwegen gelebt."

„Ja," sagte der ungarische Kriegsberichterstatter, „und jetzt ist dieser einsame, unglückliche Mensch selbstverständlich gefallen. Als die Russen wieder in die Bukowina einbrachen, war er unter den Leuten, die bei Okna das in die Front gesprengte Loch noch einmal gestopft haben. Ein Schrapnell hat ihn getroffen, er starb tags darauf im Czernowitzer Spital."

Der Totgesagte.

Nach einer größeren Schlacht Ende des Jahres 1914 traf in Schwarz bei Calbe a. Saale die amtliche Nachricht von dem Tode des Landwirts Teckelborn ein. Die Ehefrau glaubte, dem landwirtschaftlichen Betriebe nicht mehr vorstehen zu können, verkaufte den Wirtschaftsbestand und ging nach etwa 1½jähriger Trauer eine neue Ehe ein. Dieser Tage teilte ihr der Totgesagte mit, daß er sich wohlauf in russischer Gefangenschaft in Sibirien befinde.

Die russische Gefahr der Zukunft.

Der jetzige Krieg nur ein „Kinderspiel".

Der russische General Skugarewski schildert den Krieg, welcher dem jetzigen folgen soll. — Eine russische 40 Millionen Armee.

Unter der Ueberschrift „Der nächste Krieg" schreibt General der Infanterie Skugarewski im „Rußkoje Slowo" vom 13. Juni: „Man kann nicht genau voraussagen, wie der jetzige Krieg ausgehen wird. Dagegen kann man sich recht wohl ein Bild machen von dem zukünftigen Kriege, der auf den jetzigen folgen wird. Dieser Krieg wird um so eher eintreten, je geringer der Erfolg der Verbandsmächte in diesem Kriege sein wird. Wenn Deutschland nicht endgültig besiegt wird, wird ein neuer Krieg in zehn bis zwanzig Jahren unvermeidlich. Die Zeit bis dahin werden alle Staaten zu verstärktem Rüsten benutzen.

Dieser künftige Krieg wird von noch nie dagewesener Furchtbarkeit sein; gegen ihn wird der jetzige nur ein Kinderspiel sein. Welche Armee wird dann Rußland aufstellen können? Nach den Ziffern des „Statistischen Jahrbuchs für 1914" sind 17.8 v. H. aller Einwohner Rußlands zwischen 20 und 45 Jahren Männer. Die Erfahrung des jetzigen Krieges hat gezeigt, daß sowohl jüngere Leute zum Dienst einberufen werden — die 17- bis 19jährigen machen 3 v. H. aus, als auch ältere, die 46- bis 50jährigen, die 4 v. H. ausmachen. Bei voller Anspannung seiner Kräfte kann also der Staat 25 v. H. seiner Gesamtbevölkerung einberufen. Zieht man ein Fünftel als krank und untauglich ab, so kommt man zu dem Ergebnis, daß im zukünftigen Kriege die Streitkräfte Rußlands 20 v. H. der Bevölkerung betragen. In zehn Jahren wird Rußland mehr als 200 Millione Deutschland noch nicht 100 haben. In Rußland werden also über 40, in Deutschland noch nicht 20 Millionen unter den Waffen stehen.

Für die 40-Millionen-Armee sind mindestens 300,000 Offiziere nötig. Ein Korps von so vielen durchgebildeten Offizieren zu schaffen, ist nicht möglich. Man muß also die Offizierspflicht einführen: Alle jungen Leute, welche eine, wenn auch nicht vollständige Mittelschulbildung haben, sind verpflichtet, als Offiziere zu dienen. Nur persönlich Ungeeignete sind auszuschließen. In allen Lehranstalten sind militärwissenschaftliche Vorbereitungsfächer einzuführen. Für den Dienst im Lande (Fabriken, Schustereien, Schneidereien u. s. w.) ist für Mädchen und kinderlose Witwen die weibliche Dienstpflicht einzuführen. Von der 40-Millionen-Armee werden 25—30 Millionen Infanterie, 1—2 Millionen Kavallerie, 5 Millionen Artillerie, 1 Million Pioniere und technische Spezialtruppen und 5 Millionen Etappendienst sein. Die Armee muß verfügen über 100,000 Geschütze, 1 Million Maschinengewehre, 10,000 Automobile. Artilleriemunition muß beim Ausbruch des Krieges mindestens für 50 Millionen, Infanteriemunition für 5 Milliarden Schuß bereit liegen. Im Frieden muß Rußland ein Heer von 2½—3 Millionen Mann unterhalten, was im Budget rund 1 Milliarde jährlich bedeutet. Die Vorbereitung des künftigen Krieges erfordert eine so gewaltige Anspannung der wirtschaftlichen und finanziellen Kräfte des Landes, daß das Kriegsministerium allein nicht dazu imstande sein wird, es muß — als oberste Behörde einer Vorratswirtschaft — ein Ministerium der militärischen Bereitschaft gebildet werden."

Die Portugiesen kommen.

Die ersten portugiesischen Truppen sind in Frankreich angekommen und sofort nach Verdun geschickt worden.... Kanonenfutter! Die portugiesische Regierung hat das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden: sie schickte den Franzosen die revolutionären Regimenter, die in Lissabon eine stete Gefahr bildeten. Dulce et decorum est..... und Good riddance!

* * *

Ankauf von Kriegsgemälden.

Unter dem Vorsitz des Bürgermeisters Dr. Reicke von Berlin fand eine Sitzung der städtischen Kunstdeputation im Rathause statt. Es wurde der Ankauf mehrerer Kriegsbilder zum bleibenden Gedächtnis an die große Zeit beschlossen. Sie sollen als Grundstock für diese Sammlung der späteren städtischen Gemäldegallerie dienen. Zur Unterstützung bedürftiger Künstler sollen die Ankäufe guter und passender Werke auf Ausstellungen fortgesetzt werden.

* * *

Die Geschosse.

Der Landsturmmann Theophil Meyer, im Zivilverhältnis Maurer- eister, steht nun sechs Wochen unter den Waffen und putzt gerade im Schuppen angestrengt das Rohr eines 21-Zentimeter-Mörsers; da erscheint der Herr Major auf der Bildfläche.

„Kanonier," forscht der Gestrenge, „was für Geschosse en unterscheiden Sie?"

Wie aus der Kanone geschossen kommt's von Meyer's Lippen: „Erdgeschosse und Dachgeschossel"